

Zimmer, Jürgen

Kindergeschichten aus den Schools for Life

Neue Sammlung 45 (2005) 3, S. 441-451

urn:nbn:de:0111-opus-23636

Erstveröffentlichung bei:



www.friedrich-verlag.de

Nutzungsbedingungen

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

peDOCS

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

6564

Neue Sammlung

*Vierteljahres-Zeitschrift
für Erziehung
und Gesellschaft*

Herausgegeben von
Gerold Becker, Anne Frommann, Hermann Giesecke,
Wolfgang Harder, Hartmut von Hentig, Ludwig Liegle,
Katharina Rutschky, Christoph Scheilke und Jürgen Zimmer

Hartmut von Hentig

zum 80. Geburtstag

23. September 2005

3

45. Jahrgang, Heft 3
Juli/August/September 2005

Klett-Cotta
Friedrich

In diesem Heft

macht *Gerold Becker* sich auf die Suche nach den Anfängen des Kurfürstendamms und verfolgt seine Entwicklung in den „Gründerjahren“ bis zu Beginn des 1. Weltkriegs, mit dem Ziel einer „privaten Entmythologisierung“. Er erinnert sich an seine ersten Begegnungen mit Berlin und seiner „Prachtstraße“ und besucht die in der Vergangenheit und gegenwärtig bekanntesten Lokalitäten. Im Zuge dieser *recherches* stellt er fest, dass „mit dem Kurfürstendamm in kaum mehr als zwei Jahrzehnten der ‚einzige Berliner Boulevard‘ entstanden“ sei.

So Sehnsucht nach dem Kurfürstendamm

S. 315

führt *Anne Frommann* am Beispiel zweier besonderer Exemplare „die stille und eindringliche Lehre“ vor Augen, die der besonderen Präsentations- und Vermittlungsform der Lehrtafel eignet. Ein Fastentuch aus dem 15. und eine Tafel aus dem 17. Jahrhundert beschreibt sie detailliert und fragt nach historischen Entstehungsbedingungen und dem Anliegen der Personen, die die Lehrtafeln in Auftrag gegeben und angefertigt haben. Sie findet die „Absicht, Sichtbares und Unsichtbares in lehrender Weise darzustellen“, und formuliert die Hoffnung, auch für die Gegenwart könne eine solche unzeitgemäße Darstellungsform eine Aussage machen.

Lehrtafeln

S. 337

befasst *Heidi Gidion* sich mit einem „Thema, das zu den reizvollsten der Literatur gehört und das deshalb immer wieder als Herausforderung gewirkt hat“: das Erben. Auf ihrem Streifzug durch die Literatur der letzten vier Jahrhunderte stößt sie auf Texte, die das Motiv in ganz unterschiedlicher Deutung aufgreifen, und findet dabei Schätze, „die mit echten Perlen das eine gemeinsam haben: dass sie stumpf und glanzlos werden, wenn sie in Vergessenheit geraten und nicht getragen, das heißt benutzt werden“.

Im Gegenwärtigen Vergangenes

S. 355

vollzieht *Jürgen Gidion* an literarischen und philosophischen Beispielen die Wirkungsgeschichte von Genesis 3, dem Sündenfall und seinen Folgen, nach. Er stellt einen „imaginären Gesprächskreis“ zusammen, bestehend aus Kant, Schiller und Kleist, befragt mit Peter Hacks einen zeitgenössischen Autor, der „die Frage, die der Urtext gestellt hat (Gewinn oder Verlust), offen“ lasse, und skizziert so die „Fort- und Fernwirkung“ der „Erzählung der ersten Urkunde“.

Die Vertreibung aus dem Paradies

S. 365

zeigt *Hermann Giesecke* am Beispiel des zum Unwort des Jahres 2004 gewählten Begriffs „Humankapital“ die „Grenzen ökonomischen Denkens für das pädagogische Handeln“ auf. Zwar habe die „Ökonomisierung des öffentlichen Lebens auch die Pädagogik erfasst“, doch stoße betriebswirtschaftliches Denken dort schnell an seine Grenzen, weil es „mit den pädagogisch bedeutsamen Kategorien wie Erinnerung, Tradition oder Bildung“ wenig anzufangen wisse. Deshalb müsse die in Distanz zu Staat und Markt gehaltene Schule zwar „ökonomische Verwertbarkeit“ als eines der Resultate von Bildung gewährleisten, nicht aber als deren Substanz: „Sie muss vielmehr für die gesamte Lebensführung und gerade auch für die Menschen ‚verwertbar‘ sein, die ganz oder zeitweilig vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen sind.“

„Humankapital“ als Bildungsziel?

S. 377

fragt *Wolfgang Harder*, ob die „flächendeckende Einführung der Ganztagschule eigentlich wünschenswert“ und um welchen Preis sie zu haben sei. Sie fordere vor allem von den „unmittelbar Betroffenen“ ein grundlegend anderes Selbstverständnis als Lehrer, „weg vom isolierten Einzelkämpfer hin zum kollegialen Teamarbeiter“ und Erzieher. Eine gute Ganztagschule könne dann „ganzheitliches Lernen, die Entfaltung aller Begabungsrichtungen und Lernfähigkeiten, individuelle Lernprofile begünstigen“ und damit „gesellschaftliche Benachteiligungen wenigstens ansatzweise kompensieren“.

„*Du musst dein Leben ändern*“

S. 391

sucht *Ludwig Liegle* nach Erklärungen für „die offensichtliche Erziehungsmächtigkeit – zum Wohl wie zum Wehe der Kinder – von Familienbeziehungen“. In unterschiedlichen Perspektiven beschreibt er „Familie als das schlechthin Andere“ der „in ausdifferenzierten Institutionen arrangierten, verberuflichten Praxis“ und vermutet darin auch einen Grund für die „Verspätung und Marginalisierung einer ‚Familienerziehungswissenschaft‘“. Er erörtert deren „Themen und Fragen“ und geeignete Methoden, das Erziehungsgeschehen in Familien zu untersuchen, und formuliert als die größte Herausforderung, „die Unverwechselbarkeit und Nichtverfügbarkeit der beteiligten Personen und das auf die ‚ganze Person‘ bezogene Kommunikationsgeschehen in Familien ernst zu nehmen“.

Der soziale Ort, an dem sich die ersten Schritte der Menschwerdung vollziehen

S. 401

erinnert *Christoph Th. Scheilke* sich an seine Schulzeit an einem Tübinger Gymnasium in der „Übergangszeit“ von den späten Fünfzigern bis Mitte der sechziger Jahre. Er versucht, neben dem für seine Schule Typischen das für das damalige Schulwesen Besondere auszumachen und „schulische Grundprobleme“ zu benennen, die bis in die Gegenwart von Bedeutung sind, etwa die Umsetzung des Auftrags zu einer „Erziehung zur Demokratie“. Während in seiner Schülergeneration deren Wurzeln noch „zwischen Antikommunismus einerseits und unpolemischen Verhalten andererseits“ gelegen hätten, gebe es heute weitaus differenziertere Ansätze, vom Nachdenken über „Umgangsformen und Unterrichtsstile“ in der Klasse bis hin zum Konzept einer „Schule als gerechter Gemeinschaft“.

Eine Schulzeit in Württemberg – kritisch erzählt

S. 423

lässt *Jürgen Zimmer* uns Einblick nehmen in die Arbeit der in Thailand beheimateten Schools for Life. Am Beispiel einzelner Kinder und ihrer schwierigen Lebensumstände wird deutlich, dass die Schulen mehr sind als Lehranstalten, die eine „erstklassige Bildung“ vermitteln, sondern ein geschützter Raum in einem Umfeld, das den Kindern und ihren Familien oft nicht einmal das Nötigste zum Leben geben kann. Nicht erst seit der Tsunami-Katastrophe gehe es darum, „Wege einzuschlagen, die den Menschen nachhaltig und langfristig helfen und ihnen neue Perspektiven eröffnen“.

Kindergeschichten aus den Schools for Life

S. 441

Kindergeschichten aus den Schools for Life

Von Jürgen Zimmer

1. Drei Schools for Life in Thailand

Im Forst des Königs

Im Jahr 2003 wurde die erste School for Life in Nordthailand gegründet. Sie nimmt Kinder aus schwierigen Verhältnissen auf. Auch wenn den Anfang Aids-Waisen machten, sind mittlerweile andere Kinder hinzugekommen: Kinder, deren Eltern auf der Flucht umgekommen oder verschollen sind, oder Kinder, die Situationen der Brutalität und Misshandlung entkamen. Um die sechzig Kinder haben bis zum April 2005 den Weg gefunden. Die School for Life sichert ihre Existenz, erkennt ihnen das Recht auf Glück zu, betreut sie psychosozial, bietet ihnen eine neue Heimat, will ihnen eine erstklassige Bildung zukommen lassen und sie – falls notwendig – medizinisch versorgen.

Die School for Life befindet sich auf der Farm Suan Suoi Pha Sai („lichter Himmel über schönem Garten“), eine dreiviertel Autostunde von Chiang Mai entfernt, in den Bergen des Doi Saket. Die Farm liegt etwa vier Kilometer von dem Dorf Pongkum entfernt, in einem Forst des thailändischen Königs, und hat sich der Entwicklung ökologischer Landwirtschaft verschrieben. Sie ist von intakten Wäldern umgeben.

Die Farm stellt dem Projekt ein größeres Areal zur Verfügung. Sie gehört zu Joy's House, einem Familienunternehmen in Chiang Mai, das einen kulturell sensitiven Tourismus fördert und dafür international ausgezeichnet wurde.

Nach dem Tsunami

Unmittelbar nach der Tsunami-Katastrophe erreichte die School for Life in Chiang Mai ein Hilferuf aus Namkem, einem weitgehend zerstörten Ort nördlich von Khao Lak. Namkem war ein Arme-Leute-Dorf, ein Slum. Dort, wo die Hütten standen, breiteten sich nach dem Tsunami Gerümpel und Sand aus. Nur wenige feste Häuser konnten der Flutwelle widerstehen. Die Angaben über die Zahl der Toten schwanken. Von den etwa zehntausend Einwohnern seien – so sagen die Überlebenden – mehr als dreitausend umgekommen. Die Behörden zählen weit weniger, was daran liegen mag, dass viele Menschen in Namkem statistisch nicht erfasst waren.

Es ist nicht bekannt, wie viele Kinder gestorben sind. Im Ortskern von Namkem wurden etwa fünfzig Waisenkinder registriert, in der Region sind es mehrere hundert. Es gibt eine große Anzahl von Frauen und Männern, die ihre Partner verloren haben und nun die Kinder ohne Aussicht auf Arbeit versorgen müssen. Großeltern, die auf die Unterstützung ihrer Kinder angewiesen waren, wissen nicht, wie sie überleben sollen. Nun geht es darum, möglichst viele Notleidende aufzuspüren und Wege einzuschlagen, die den Menschen nachhaltig und langfristig helfen und ihnen neue Perspektiven eröffnen.

Die ersten Schritte

Unmittelbar nach dem Desaster begann das Team der School for Life unter Leitung von Khun Joy mit der Arbeit vor Ort. Während der Schultage entlastete es die überlebenden Lehrer und arbeitete mit den Kindern im Freien und in einem stehen gebliebenen Teil der Schule. Vorrangig waren eine Traumabearbeitung und die Bildung einer neuen Gemeinschaft, die eng zusammenhält. Während der Woche wurden etwa fünfzig Kinder, an den Wochenenden weit über hundert erfasst. Auch besonders traumatisierte Erwachsene wurden betreut. Es gab viele Gespräche mit Überlebenden, um die Konturen des Entwicklungsprojektes zu identifizieren und miteinander die nächsten Schritte abzustimmen.

So wurde die Notwendigkeit immer deutlicher, in der Region von Namkem zwei Schools for Life zu gründen. Eine dieser neu gegründeten Schulen, die „Beluga School for Life“ in Na Nai, wird vom Bremer Unternehmer Niels Stolberg finanziert und ist auf zehn Jahre hin gesichert; eine zweite steht in Kapong. Jede der drei thailändischen Schools for Life wird bis zu 180 Kinder aufnehmen, zusammen werden es mehr als 500 sein. Die beiden neuen Schools for Life werden auf Wunsch aller Beteiligten ein Stück weit ins Landesinnere verlegt. Die Menschen meiden die ufernahen Regionen: Sie werden verfolgt von den Bildern der Katastrophe, haben Angst vor neuen Wellen und begreifen die Orte des Sterbens als Friedhof jener Seelen, die für eine lange Zeit dort ihre Ruhe finden sollen.

Aller Anfang ...

Aller Anfang mag schwer sein und ganz anders verlaufen, als man denkt. Aller Anfang kann Menschen zusammenführen, die sagen: „Das machen wir. Das lohnt den Einsatz. Die Mühen der Ebene nehmen wir auf uns.“ Aller Anfang kann zu gelegentlicher Verzweiflung führen, aber auch zum kleinen Glück beitragen: für Kinder und uns Erwachsene.

Der Anfang der Schools for Life dauert an. Sie werden immer noch. Getragen werden sie vom Enthusiasmus und von der Beharrlichkeit kleiner und großer Menschen vor Ort und von Freunden und Förderern in der weiten Welt. Ihnen gebührt ein ganz großes Dankeschön!

2. Kindergeschichten

Alle Kinder haben ihre eigene Geschichte. Hier sind einige davon: elf aus dem Norden (im September 2004 aufgeschrieben), die zwölfte aus dem Süden (vom April 2005). Es sind Geschichten von Kindern, die Lebenswillen und Mut zeigen und mit der Verzweiflung und Trauer umgehen müssen, Geschichten vom Ankommen, vom Weggehen und Wiederkommen, vom Sterben und Leben.

Rote Erde

Jamy „Jimmy“ Jator, neun Jahre

Als Jimmy, mit seinen neun Jahren wie ein Sechsjähriger aussehend, im April 2004 zur Schule des Lebens kam, hatte er einen aufgequollenen Bauch, sein Gesicht

rötete sich zusehends. Die Erwachsenen dachten, er habe Würmer. Das rote Gesicht konnten sie sich nicht erklären. In den ersten Tagen zog Jimmy sich oft zurück, war in versteckten Winkeln der Farm, auf dem Acker, hinter Büschen und dort, wo die Pickup-Wagen parken. Eines Tages bemerkte einer der Farmer, dass eines der Räder seines Wagens besonders sauber war. Hinter dem Wagen entdeckte er Jimmy. Der hockte auf dem Boden und leckte ein zweites, von roter Erde verkrustetes Rad ab. Er leckte die Erde von Felgen und Reifen.

In den nächsten Tagen beobachteten die Erwachsenen, wie Jimmy sich immer wieder aufmachte, um Brocken von roter Erde wie Chips in den Mund zu schieben: Jimmy, der vorher überlebt haben musste, indem er Erde aß, und der davon nicht lassen wollte.

Die Erwachsenen versuchten, ihm Reis, Gemüse und Fleisch schmackhaft zu machen. Aber Jimmy hing an seiner Erde. Da bewachten ihn die Erwachsenen Tag und Nacht und noch einmal Tag und Nacht, und das zwei Wochen lang: Sie hielten ihn ab, Erde zu schlucken, und boten ihm das Essen der anderen Kinder an. Danach überließen sie Jimmy sich selbst. Ein paar Tage später sagte er: „Ich esse keine Erde mehr.“ Da klatschten alle. Jimmy bekam einen großen Preis. Sein Gesicht sah nunmehr so braun aus wie die Gesichter der anderen Lahu auch. Gelegentlich hat er noch Rückfälle. Aber nur gelegentlich.

Ein doppelter Abschied

Preeyaporn „Nai“ Tangswatdiwong, zehn Jahre

Nutpong „Long“ Tangswatdiwong, zwölf Jahre

Ratikan „Ching“ Tangswatdiwong, achtzehn Jahre

Es mag vor vier Jahren gewesen sein, da wachten Nai, ihr Bruder Long und ihre Schwester Ching auf und merkten, dass ihre Eltern weg waren. Die hätten, so hieß es, verarmt und in auswegloser Lage sich auf die Suche nach Arbeit begeben. Nach Taiwan, sagten einige. Sie seien ermordet worden, sagten andere. Sie kamen nie wieder zurück.

Ein Onkel nahm die Kinder auf. Er hatte schon drei eigene Kinder und eine Frau, mit der er sich über die Neuankömmlinge stritt. Eines Morgens wachten Nai, Long und Ching auf und sahen, dass auch der Onkel mit seiner Frau und den drei Kindern verschwunden war. Er hatte sich aus dem Staub gemacht.

Seitdem lebten Nai, Long und Ching wie Hänsel und Gretel im Dschungel in einer kleinen Hütte. Sie suchten im Wald Blätter, Insekten und Beeren, um zu überleben. Sie sind stark und fürchten sich vor nichts.

Waldgänger aus dem Dorf fanden die Kinder und erzählten ihnen von der Schule des Lebens. Da machte sich Ching, damals siebzehn, mit Nai und Long auf den Weg und brachte sie zur Farm. Sie fand, dies sei das Paradies. Ching kam immer mal wieder aus dem Dschungel und schaute nach ihren Geschwistern. Ob sie keine Angst allein im Dschungel habe? Nein, sagt sie, nichts könne sie erschrecken.

So lebte sie eine Weile weiter im Dschungel. Sie lieh sich ein kleines Motorrad von einer Freundin, fuhr frühmorgens in die Sekundarschule des Ortes Doi Saket, fuhr von dort nachmittags um vier vierzig Kilometer weiter nach Chiang Mai, arbeite-

te von sechs Uhr abends bis zwei Uhr nachts, fuhr zurück in den Dschungel, schlief eine kurze Weile, fuhr wieder zur Schule und nach Chiang Mai und wieder zurück und das jeden Tag und jede Nacht, bis sie nicht mehr konnte. Da kam sie dann, übermüdet und abgekämpft, zur Farm und bat um Aufnahme.

Ching lebte ein Jahr auf der Farm, fuhr morgens zur Schule, kam nachmittags zurück, kümmerte sich um die Kleinen in der Gruppe, war freundlich zu jedermann und tanzte gerne. Eines Tages erfuhr sie, dass ihre Eltern nicht in Taiwan und auch nicht umgebracht worden seien, sondern wegen Drogenhandels lebenslang im Gefängnis saßen, und dass auch der Onkel über Nacht verschwunden sei, weil er vor der Polizei flüchtete. Ihren Vater, der irgendwo im Norden seine Strafe verbüßt, wollte sie nicht sehen, wohl aber ihre Mutter in einem Gefängnis in Bangkok. Dort war sie dann auch, begleitet von einem Betreuer, sah ihre Mutter hinter einer Glasscheibe, durfte eine viertel Stunde lang mit ihr telefonieren. Es flossen viele Tränen, und Chings Mutter bat sie um Verzeihung.

Ching hörte, dass der Onkel der Boss der beiden Eltern und die Hütte im Dschungel sein Versteck gewesen sei und dass der Onkel heute dicke Wagen fahre, den Drogenkrieg der Regierung überlebt habe und als *guide* seine dunklen Geschäfte verdecke. Für Ching ist die Welt in Unordnung. Nichts muss so sein, wie es zuerst aussieht.

Ching ist achtzehn geworden. Sie hat die Sekundarschule abgeschlossen und sich verliebt. Niemand konnte sie halten. Sie lebt mit ihrem Freund in Chiang Mai, hat Arbeit gefunden, kommt zum Wochenende gelegentlich auf die Farm, hilft mit, fühlt sich wie zu Hause und kann sicher sein, dass ihr die Türen zur Schule des Lebens immer offen stehen.

Nai (ihr Name bedeutet „wo bist du?“) hat nun die Rolle der großen Schwester übernommen. Sie spielt klassische Thai-Gitarre und möchte später Ärztin werden. Auch Long (sein Name bedeutet „verloren“) möchte Arzt werden. Er schwimmt gerne und beherrscht alles, was ein Hausmann im Dschungel können muss: auf Bäumen nach Nestern von Ameiseneiern suchen und das Geschirr abwaschen.

Jenseits der sieben Berge

Wararee „Wow“ Yooyen, zehn Jahre

Von ganz weit her seien die Eltern gekommen. Über viele Berge seien sie gewandert. Die Mutter von China her, und wo die den Vater getroffen habe, wisse sie auch nicht mehr.

Hier, in der Gegend von Pongkum, ist die Familie gestrandet. Es gibt nicht nur Straßenkinder, sondern auch Straßenfamilien. Die Familie von Wow lebt auf der Straße, sucht verlassene Schuppen zum Übernachten, besitzt weder Ausweise noch eine Staatsangehörigkeit, gehört zur Kaste der illegalen Migranten, lebt auf dem Sprung und mit der Angst, jederzeit verjagt zu werden.

Von einem Unterstand tief im Dschungel versuchte Wow jeden Tag, die Schule zu erreichen. Sie musste über einen großen Berg wandern. Sie kam erschöpft an, wenn die anderen schon Unterricht hatten, und schlief ein, während die anderen lernten.

Wows Mutter hörte von der Schule des Lebens, kam mit Wow auf die Farm und bat dringlich darum, ihre Tochter aufzunehmen und ihr eine gute Erziehung zu geben. Auf der Straße sei sie als Mädchen besonderen Gefahren ausgesetzt. Wir sagten zu und luden Mutter und Vater ein, den Kontakt zur Tochter so eng wie möglich zu halten.

„Zu Hause“, auf der Straße, gab es 29 Tage lang nur etwas Reis, mit Chili und Salz zubereitet. Wow hat oft gehungert. Jetzt isst sie für drei und ist glücklich, hier zu sein.

Eines Tages kommen die Eltern, Phad und Nae mit Cob, einem weiteren Kind, und fragen nach Arbeit auf der Farm. Sie bekommen Arbeit und Lohn und beziehen eine Hütte auf dem Gelände. Sie wollen bleiben.

Was Wow am liebsten mag? Schweinefleisch, knusprig gebrutzelt, und Thai-Gitarre spielen. Sie will einmal Musikerin werden. Ziemlich sicher jedenfalls.

Der Besenverkäufer, der Soldat werden will

Tanakorn „Mod“ Kaipanya, neun Jahre

Als Mod zwei Jahre alt war, starb sein Vater an Aids. Seine Mutter wollte nicht wahrhaben, dass auch sie infiziert sein könnte. Nun wartet sie, keiner weiß wo, auf ihr Ende. Mod wurde von seiner Großmutter aufgenommen. Er suchte im Wald nach harten Gräsern und brachte ihr die Büschel. Daraus knüpften sie kurzstielige Besen und bekamen dafür zwanzig Bath am Tag, das sind 0,40 Euro. Nun fand die Großmutter, dass es bald an der Zeit sei zu sterben, und bat die Schule des Lebens, Mod eine gute Zukunft zu ermöglichen.

Mod malt gern. Er glaubt, er müsse hart sein, um mit seinem Leben zurende zu kommen. Er wolle Soldat werden, meint er. Warten wir's ab. Seit er auf der Farm angekommen ist, spielt er wie ein kleines Kind, wirkt weicher und gewinnt ganz langsam Zutrauen zu seinem neuen Leben. Er besucht seine Großmutter, wann immer ihm danach zumute ist.

Nicht leben und nicht sterben

Titinan „Ti“ Dato, elf Jahre

Ti sieht aus wie ein Siebenjähriger, klein und schwächling. Er will nie mehr zurück auf die Straße. Dort hat er mit seiner Familie gelebt: vier Geschwister, eine schwangere Mutter und ein mittelloser Vater. Oft gab es nichts zu essen, weil der Vater keine Arbeit fand. Hatte er Arbeit, brachte er umgerechnet zwei Euro pro Tag nach Hause. Auch in Thailand können davon keine sechs Personen leben.

Die Mutter brachte ihn und seinen siebenjährigen Bruder Non auf die Farm. Sie bat, die beiden aufzunehmen: Auf der Straße hätten sie keine Chance. Ti sagt, am schlimmsten sei der Hunger gewesen. Jetzt wird er zum ersten Mal satt und hat ein Bett und ein Dach über dem Kopf.

Ti ist ein improvisationsfreudiger Trommler im Lanna-Orchester der Kinder. Er will Arzt werden. Und vorher Fußball spielen. Es mag sein, dass er bald wie ein Baum in den Himmel wächst.

Der sechste Sinn

Nattachai „Boy“ Taisamoot, sieben Jahre

Sommer 2003: Die Mutter liegt im Sterben, im letzten Stadium von Aids hat das Krankenhaus sie nach Hause geschickt. Der Vater ist geisteskrank, meistens im Wald verschwunden und nicht in der Lage, sich um Boy zu kümmern. Die Mutter hat Boy zur Schule des Lebens geschickt. Nachts, sagt Boy, schicke sie ihm ihren sechsten Sinn. Dann weint er, packt seine Sachen, wartet das Morgengrauen ab und will ins Dorf zu seiner Mutter wandern. Wir begleiten ihn. Die Mutter stirbt langsam. Sie spricht sanft zu Boy und erklärt ihm, warum er es in der Schule des Lebens gut haben wird. Boy sagt, er brauche die Schule nicht, er habe noch 21 Bath in der Tasche, und seine Mutter habe noch 60 Bath, davon könnten sie leben. Boy trauert. Alle auf der Farm sind lieb zu ihm. Sie nehmen ihn in den Arm, wenn er weint, oft stundenlang.

Frühjahr 2004: Boy und die Kinder besuchen die Mutter im Krankenhaus ein letztes Mal. Sie liegt in einem Saal, vom Vorplatz her zugänglich, mit anderen Schwerkranken, abgemagert bis auf die Knochen, die Haut schwärzlich, der Blick starr. Sie ist weit weg. Boy setzt sich zu ihr aufs Bett. Sie sprechen und berühren sich nicht. Boy schaut zur Wand, sitzt bewegungslos auf der Kante und wartet. Die anderen Kinder ziehen sich durch die offene Flügeltür nach draußen zurück. Boy steht nach einer Weile auf und folgt ihnen. Die Mutter erhebt sich mühsam, hält sich an einem Gestell fest und versucht, es vor sich her zu schieben. Sie kann kaum mehr laufen. Boy wartet draußen. Dann fängt er an, mit den Kindern zu spielen. Die Mutter, in der Nähe der Tür angekommen, wendet sich nach rechts zum Bad hin und verschwindet. Ein paar Tage später stirbt sie.

Sommer 2004: Boy lebt wie alle anderen. Er weint nicht mehr.

Der arme Harry Potter

Parkpoom „Artchi“ Thammegae, acht Jahre

Seine Augen blinzeln hinter dicken, runden Brillengläsern. Artchi hat seine Brille am Kopf festgezurr. Ohne sie kann er nicht mal fünf Finger vor seinem Gesicht erkennen. Wenn er lacht, und er lacht gern und verschmitzt, verwandelt sich Artchi in Harry Potter. Nur zaubern müsste er noch können.

Die blinde Mutter kam, vom Nachbarn geleitet, zur Farm und brachte Artchi. Ihre Nieren versagen, eine Dialyse kann sie sich nicht leisten, aber sie könne nun, da sie Artchi gut versorgt wisse, in Ruhe sterben und auf ein besseres Leben danach hoffen.

Für eine Weile gehörte Artchi zur kleinen Gemeinde der Schule des Lebens. Wir versuchten, Geld für die Behandlung seiner Mutter aufzutreiben, konnten sie aber nicht mehr retten. Artchi wurde mit Unterstützung der deutschen Botschaft in Bangkok von einem Arzt der Königin untersucht. Der befand, es handele sich um einen unaufhaltsamen Prozess der Erblindung, den man medizinisch nur bedingt verzögern könne.

Artchi begleitete seine Mutter in ihren letzten Tagen. Als sie gestorben war und wir mit Ärzten der Universität von Chiang Mai seine weitere Behandlung planten, erschien Artchis Schwester – gerade achtzehn Jahre alt geworden, volljährig und

nach thailändischem Recht befugt dazu –, nahm Artchi mit nach Chiang Mai und schirmt ihn seither rundum ab. Von ihrer Mutter verlassen, will sie alles allein machen und Artchi bei sich haben. Ohne Dritte. Ohne Ärzte. Ohne die Schule des Lebens.

Der Waldgänger

Wisanutorn „Joe“, dreizehn Jahre

Joe hat in einer kleinen Hütte im Dschungel gelebt. Sein Vater starb an Aids, als er drei Jahre alt war. Die Mutter war verschwunden, vielleicht sei sie schon gestorben, sagte Joe, als er zu uns kam. Vielleicht aber auch nicht, dann könne sie ihn noch einmal besuchen. Mit ihm in der Hütte lebte die Großmutter. Ihr Einkommen: keins.

So wurde Joe zum Waldgänger, immer dann, wenn er Hunger hatte. Er weiß, wie man eine Maus ausgräbt und isst, welche Blätter genießbar sind, wie man Kleintiere mit der Zwille erlegt, Fische mit selbst gebasteltem Angelzeug fängt und sich vor Schlangen und Skorpionen schützt.

Joe lebte ein paar Monate lang auf der Farm. Bis seine Mutter auftauchte. Sie, eine Prostituierte und an Aids erkrankt, kehrte von irgendwoher zurück, nahm die Diskriminierungen im Dorf auf sich, will zu Hause sterben und Joe um sich haben. So lebt Joe nun, unterstützt von uns, im Dorf und begleitet seine Mutter.

Joe kennt die härteste Gangart des Trekking: ohne alles in den Dschungel gehen und trotzdem überleben. Joe will *guide* werden. Und Fußball spielen. Und wieder in die Schule des Lebens gehen, wenn seine Mutter gestorben ist.

Hin und her

Piyawalee „Kik“ Thalomkham, sechs Jahre

Piyawadee „Kuk“ Thalomkham, sechs Jahre

Kik und Kuk, die Zwillinge, sind möglicherweise HIV-positiv. Vielleicht auch nicht. Das Ergebnis einer ersten Untersuchung: positiv. Das einer zweiten: negativ. Eine dritte in notwendigem Abstand steht noch aus. Kik und Kuk sind öfter krank, husten und haben Fieber. Als sie ein Jahr alt waren, starb ihr Vater an Aids. Die Mutter verschwand aus Scham. Kik und Kuk leben bei den Großeltern im Dorf. Die haben vor versammelter Elternschaft in der Schule erklärt, auch wenn sie tief im Inneren um die Möglichkeit einer Krankheit ihrer Enkel wüssten, könnten sie sie nicht akzeptieren. Das Karma der Kinder – Thais nennen es „gram“ – sei, wie es sei.

Anfangs untersagten die Großeltern – nach dem Schock der Erstuntersuchung – jede weitere medizinische Untersuchung oder Behandlung. Sie wollten Frieden und den Dingen ihren Lauf lassen. Dann stimmten sie doch zu.

Falls eine dritte Untersuchung wieder ein negatives Ergebnis erbringen sollte, werden sich alle freuen. Kik und Kuk werden weiter bei ihren Großeltern leben und gewiss sein, dass sie zur Schule des Lebens kommen können, wenn es die Großeltern nicht mehr gibt. Manchmal kommen Kik und Kuk schon: tagsüber an Wochenenden oder in den Ferien. Sollte der Test positiv ausfallen, können wir hoffen. In Thailand ist es einer Pharmazeutin, Krisana Kraisintu, gelungen, die

lebensrettenden Aids-Medikamente herzustellen. Sie hat eine Pille entwickelt, die das Virus im Körper wirksam bekämpfen kann. Für 320 Euro pro Jahr können HIV-Positive weiterleben, können Aids-Kranke ihre Sterbebetten verlassen und ein zweites Leben beginnen. Dieser Preis für ein Jahr Leben liegt um das Zwanzigfache niedriger als der Preis in Europa.

Zwei letzte Fahrten

Noppharat „Bill“ Yaitong, dreizehn Jahre †

Als der verdutzte Polizist das fahrerlose, klapprige Pickup-Auto die Landstraße entlangkommen sah, schwang er sich aufs Motorrad, fuhr hinterher, holte es ein und sah durchs Seitenfenster einen kleinen Jungen am Steuer. Der Polizist stoppte den Wagen und fragte den Jungen, ob er spinne. Der Junge zeigte auf den Rücksitz und antwortete, dort liege sein sterbender Vater. Der aidskranke Vater habe sich gewünscht, zu Hause zu sterben. Deshalb fahre er jetzt von Pongkum nach Lampun. Der Polizist sah den von blutigen Geschwüren gezeichneten Vater und winkte den Jungen durch.

So fuhren Bill, damals zehn Jahre alt, und sein Vater die fünfzig Kilometer von Pongkum nach Lampun. Am Nachmittag kamen sie an. Niemand war dort. Gegen Abend starb der Vater.

Irgendwo, weit weg, wartete die aidskranke Mutter auf ihren Tod. Früher war sie Kellnerin gewesen, aber als Bill sie, lange bevor er zur Farm kam, zum letzten Mal sah, hatte man sie ihrer Krankheit wegen in einen Verschlag neben der Küche zum Tellerwaschen geschickt.

Dann, eines Tages – Bill hatte sich auf der Farm längst eingelebt – kam seine Mutter zurück, sie war von Aids gezeichnet. Nachbarn hatten schlecht über sie geredet. Sie schämte sich und wollte sich mehr um Bill kümmern. Bill zog zu ihr und besuchte, von der Schule des Lebens unterstützt, die Sekundarschule in Doi Saket. Die Schule lieh ihm zwei trächtige Kühe. Als sie gekalbt hatten, gab Bill die Muttertiere zurück und machte sich daran, die Jungtiere aufzuziehen.

Im Juli 2004 starb die Mutter. Als die Verbrennungszeremonie vorbei war, besuchte Bill an einem Sonntag die Farm, begrüßte alle Mitglieder seiner neuen Familie und sagte, er müsse nur noch einiges regeln, bevor er seinen Platz in der Schule des Lebens wieder einnehmen könne. Am Dienstag danach, es war noch früh am Morgen, brauste Bill auf einem Motorrad mit hoher Geschwindigkeit die Landstraße entlang, wollte in die Dorfstraße abbiegen, wurde aus der Kurve getragen, prallte gegen einen Telefonmast und starb auf der Stelle.

Tief im Inneren habe er es gewusst, sagen die Betreuer auf der Farm. Er habe sein Karma gespürt und sei vorher noch einmal zu seiner großen Familie gekommen, um sich zu verabschieden.

Bill wollte Naturwissenschaftler werden und war ein begnadeter Flötist. Er spielte die traditionelle Thai Flöte und konnte stundenlang auf ihr improvisieren.

Wie er das Autofahren lernte? Mit acht Jahren, einfach durchs Hingucken, wenn sein Vater fuhr.

Cob aus der Kiste

Worawit „Cob“ Padwong, sechs Jahre

Eine Hilfsorganisation brachte ihn aus einer anderen Provinz. Beide Eltern starben, als er geboren wurde. Von seiner überforderten achtzigjährigen Großmutter wurde er in einer Kiste gehalten, in der einmal ein Fernseher verpackt gewesen war. Dort lebte er wie ein eingesperrter Affe, wurde geschlagen, entwickelte Symptome des Hospitalismus, hörte auf, neugierig zu sein und konnte sich nichts merken, weil es nichts zu merken gab.

Als er im Alter von fünf Jahren auf die Farm kam, erschien sie ihm wie ein einziger Auslauf. Cob rannte überall herum, versteckte sich hinter Bäumen und Büschen, lugte hervor und beobachtete die neue Umgebung. Allmählich kam er näher, wählte Joy als seine neue Mutter, ließ sich herumtragen und klammerte so, dass die gleichaltrige Leon, Joys Tochter, erst lernen musste, nicht eifersüchtig zu reagieren, sondern Cob wie alle anderen Geschwister anzuerkennen und ins Herz zu schließen.

In der ersten Zeit machte Cob überall hin, groß und klein. Als man ihm behutsam und beharrlich nahezubringen versuchte, dass es eine Toilette gab, hielt er sich tagsüber daran. Nachts nicht. Es roch merkwürdig in dem Raum, wo Cob mit anderen Kindern schlief. Bis klar wurde, warum. Cob wickelte seine Geschäfte in abgelegte Wäsche und schob sie in eine versteckte Ecke.

Versuche, ihn in den Kindergarten des Dorfes Pongkum zu schicken, scheiterten. Kaum war er dort, rannte er wieder in die weite Welt hinein. Das geschah knapp ein Dutzend Mal, dann erklärte die Erzieherin, ein Kindergarten sei nichts für Cob.

Cob blieb nun tagsüber auf der Farm. Dort gab es ein Fahrrad, ein großes für Erwachsene. Cob beobachtete die Betreuer und älteren Kinder, wie sie damit fuhren. Wenn sie es abstellten, nahm er es, schob es herum, zog, das Fahrrad schiebend, weite Kreise und noch weitere, schob das Rad den Hügel hinauf und rannte mit ihm den Abhang hinunter, bewegte mit der Hand die Pedale, studierte die Bremsen, die Kette, das Lenkrad, die Räder, die Gesetze der Schwerkraft und die Trägheit der Masse.

Eines Tages stand ein kleines Fahrrad neben dem großen. Es war funkelnagelneu und hatte zu beiden Seiten des Hinterrades kleine, ausgestellte Räder. Die sollten verhindern, dass das Fahrrad kippt. Cob schob das kleine neue Fahrrad auf den Hügel, rief einen Erwachsenen herbei, bat ihn, die ausgestellten kleinen Räder abzumontieren, stand oben auf dem Hügel, musterte die Strecke und sein kleines Fahrrad, setzte sich drauf und fuhr los. Den Abhang hinunter. Ohne Hilfe. Stolz wie ein kleiner König. Er fiel nicht. Er kam einfach an.

Cob fuhr nun jeden langen Tag, raste in Büsche und Beete, stürzte, zog sich Schrammen und Prellungen zu, fuhr weiter und weiter, unverdrossen. Bei Regen verstaute er die Fahrräder in seinem Zimmer und schlief bei ihnen: Bei Sonne und Regen und vielleicht auch in seinen nächtlichen Träumen war er glücklich, er hatte den Zugang zur Welt gefunden.

Die Reise

Apple, zwölf Jahre; Jib, zwölf Jahre; Kik, dreizehn Jahre; Kook, elf Jahre; Jang, dreizehn Jahre

Der Ort des Geschehens: die School for Life, Chiang Mai, auf der Veranda des Farmhauses. Es ist der 100. Tag nach dem Tsunami.

Apple sitzt auf dem Boden und lehnt sich an einen Pfeiler des Hauses. Vor ihr sitzen drei Mönche und bereiten weiße Bänder vor, die sie später, mit guten Wünschen versehen, den Kindern umbinden wollen. Neben Apple sitzen Jib, Kik, Kook und Jang, ihre besten Freundinnen. Sie sind nicht allein. Sechzig Kinder aus dem Norden und dreißig Kinder aus dem Süden, zu denen auch die fünf Freundinnen gehören, warten auf den Beginn der Meditation. Die Südkinder sind, von fünfzehn Erwachsenen begleitet, aus Namkem und Na Nai auf eine sechswöchige Reise gegangen, weg von den Bildern des Tsunami, auf eine Reise in ein für die meisten unbekanntes Thailand. Sie lernen Orte kennen, die die Geschichte des Landes aufleuchten lassen, und treffen Menschen, die anders sprechen und weniger scharf kochen, als es die Südkinder gewohnt sind.

In Chiang Mai werden sie von den Nordkindern herzlich empfangen. Ein Summercamp bringt sie zusammen. Sie malen, singen, tanzen und spielen. Auf ihren Bildern bringen sie ihre Trauer und Hoffnungen zu Ausdruck. Sie bereiten sich auf gemeinsame Auftritte in Bangkok und Phuket vor. Denn die Nordkinder werden die Südkinder auf ihrem Weg zurück nach Na Nai begleiten und sehen, wie es im Süden ist und ob in Na Nai die Bauarbeiten für die neue School for Life begonnen haben.

An diesem Tag auf der Farm, auf der Veranda des Farmhauses, wollen die Mönche den Kindern durch Meditation helfen, die traumatische Vergangenheit, die Seelen der Toten, die apokalyptischen Bilder loszulassen.

Sie kommen nicht dazu. Denn Apple fällt in Ohnmacht, bevor die Mönche beginnen. Kinder und Erwachsene springen ihr bei, fächeln ihr Luft zu und massieren sie. Apple kommt halb zu Bewusstsein, bäumt sich auf und stößt schrille Schreie aus. Sie steckt erst Jib, dann Kik, Kook und Jang an. Fünf Freundinnen, fünf Anfälle, die Schreie hallen durch die Landschaft. Die Mönche ziehen sich zum Gebet ins Haus zurück. Sie glauben, dass die ruhelosen Seelen der Toten den Kindern gefolgt sind. Die Versammlung kann nicht stattfinden. Die Mädchen werden zu ihren verschiedenen Unterkünften getragen. Die Schreie lösen einander ab, wie im Echo. Erst langsam beruhigt sich Apple, und mit ihr beruhigen sich die vier anderen.

Es ist das dritte Mal, dass Apple und ihre Freundinnen diese Anfälle bekommen, sie beginnen eine Woche nach ihrer Ankunft im Norden. Später, an diesem 100. Tag nach dem Tsunami, erzählt Apple ihre Geschichte und ihren Konflikt: Einerseits würde sie schrecklich gern im Summercamp bleiben. Andererseits müsse sie unbedingt nach Namkem und dort ein Problem lösen. Ihr Vater habe den Tsunami überlebt und sei ein aggressiver Trunkenbold. Ihre Mutter sei durch den Tsunami umgekommen, habe ihr aber einige Zeit vor der Katastrophe ein Geheimnis anvertraut: Die Mutter habe im Stillen eine größere Summe gespart und das Bankkonto vor dem Vater geheim gehalten. Falls ihr etwas passiere, habe die Mutter

gesagt, solle Apple dafür sorgen, dass das Geld nicht dem trinkwütigen Vater in die Hände falle.

Apple sagt, sie wolle dieses Problem sofort lösen. Zwar habe der Vater ihrer Aufnahme in die School for Life zugestimmt und der Reise in den Norden, aber sie wisse nicht, was er inzwischen im Schilde führe.

Was ist zu tun? Apple, Jib, Kik, Kook und Jang packen ihre Sachen, heulen, weil sie dableiben und wegfahren wollen und alles durcheinander ist in ihren Seelen und die Lösung nur in Namkem gefunden werden kann. Also fahren sie, von sieben fürsorglichen Erwachsenen begleitet, in einem Minibus zurück in den Süden. Dort wird Apple von ihrem Vater und einigen Polizisten empfangen. Der Vater zetert, das Kind sei entführt worden. Die sieben Begleiter klären die Polizisten auf. Die Polizisten schlagen sich auf die Seite des Mädchens. Das Bankkonto wird vor dem Vater gesichert und treuhänderisch für das Kind verwaltet.

Trauma als Prozess: Die therapeutische Hilfe greift zu kurz, wenn sie nicht als längerfristige Prozessbegleitung angelegt wird. Hans Keilson hat als jüdischer Arzt und Psychotherapeut den Holocaust im holländischen Untergrund überlebt und später ein Standardwerk über Menschen im KZ geschrieben: Seine Einsicht ist, dass es nicht hinreicht, von einem posttraumatischen Belastungssyndrom zu sprechen, dass es sich in vielen Fällen vielmehr um sequentielle Traumatisierungen handelt.

Im Blick auf die uns anvertraute Kinderschar erleben wir sehr unterschiedlich gelagerte Fälle: im Norden beispielsweise Kinder, die von den an Aids erkrankten Eltern aufgegeben, von Nachbarn mit Steinen aus dem Dorf vertrieben wurden und unter unsäglichen Umständen im Dschungel überlebten; im Süden Kinder mit Vorgeschichten, die alle von extremer Armut, zum Teil aber auch von Missbrauch, Alkoholismus oder von Gewalt handeln. Dazu kam dann die Tsunami-Katastrophe, bisherige Erlebnisse in den Schatten stellend. Therapeutisch versuchen wir, diesen Kindern in Kenntnis ihres traumatischen Leidens dabei zu helfen, eine neue Bedeutung in ihrem Leben zu finden, einen neuen Sinn zu erleben und Raum zu gewinnen, die katastrophischen Verluste auszudrücken.

Apple hat, seit sie ihr Problem gelöst hat, keine Anfälle mehr bekommen. Ihre Freundinnen auch nicht. Nun wartet Apple in Na Nai auf die Ankunft der vereinten Nord- und Südkinder und ist noch längst nicht von aller, aber doch von einiger Last befreit. Als ich sie am 110. Tag nach dem Tsunami in Na Nai traf, lachte sie aus vollem Herzen und tobte mit ihren vier Freundinnen durch die Gegend.